



Amerika, ein Traum.

Drei neue Produktionen des Deutschen Theaters in Göttingen thematisieren auf unterschiedliche Weise populäre Mythen der USA: Neil LaButes TAG DER GNADE prüft kritisch die Bedingungen einer selbstbestimmten Glückssuche, das Musical SISTERS OF SWING zeigt eine märchenhafte Karriere nach dem Vom-Tellerwäscher-zum-Millionär-Modell, und mit dem Politikrimi MYTHOS, PROPAGANDA UND KATASTROPHE IN NAZI-DEUTSCHLAND UND DEM HEUTIGEN AMERIKA zeichnet der australische Dramatiker Stephen Sewell das Bild einer zutiefst verunsicherten Gesellschaft, die bereit ist, das Ideal der Freiheit aufzugeben.

Mit dem Göttinger Amerikanisten Prof. Dr. Frank Kelleter sprachen die Produktionsdramaturgen Barbara Wendland und Daniel Richter über Politik und Gesellschaft in den USA.

BARBARA WENDLAND *Amerikas Leitmythos besagt, dass unser Land fernab einer korrupten Welt entstand, der zu entfliehen unser einziges Ziel gewesen sei – so beschreibt der neokonservative Politikwissenschaftler Robert Kagan, was hinter dem Begriff des amerikanischen Mythos stecken könnte. Die amerikanische Nation habe sich auf dem Prinzip einer universellen Wahrheit gegründet, deren Verbreitung und Verteidigung nur den Amerikanern zustünde, so charakterisiert er in seinem 2006 erschienenen Buch DANGEROUS NATION das Selbstverständnis des ame-*

rikanischen Volkes. Sehen Sie es ähnlich? Wo endet der Idealismus, wo beginnt die Ideologie?

PROF. DR. FRANK KELLETER Ich denke, es gibt überhaupt keinen Idealismus ohne Ideologie. Die Frage ist eher: Welche Ideologie? Und welche Folgen hat sie, wenn sie vom eigenen Idealismus so benommen ist, dass der scheinbar gute Zweck alle Mittel heiligt? Krieg und Ausbeutung durch hehre Ziele zu rechtfertigen, ist keine amerikanische Erfindung. Was amerikanische Ideologien und Mythen

aber bislang ausgezeichnet hat, ist, dass sie geradezu zwangsläufig im Plural auftreten. In einer so vielfältigen und konfliktreichen Gesellschaft wie der US-amerikanischen ist es kaum möglich, verbindliche Ausdrucksformen für einen einzigen „Leitmythos“ durchzusetzen. So konkurrieren ständig unterschiedliche Auslegungen derselben Symbole miteinander. Das ist einerseits System erhaltend – Amerika erkennt sich immer selbst, wohin es auch blickt –, konfrontiert das System aber auch kontinuierlich mit abweichenden Deutungen seiner selbst. Neil LaButes Stück TAG DER GNADE ist ein gutes Beispiel hierfür; es steht in einer langen Tradition amerikanischer Selbstkritik, ja Selbstdenunzierung – eine Tradition, die paradoxerweise erheblich zur Stabilität der amerikanischen Kultur beigetragen hat. Das ist dann keine Kritik, die irgendwie von „außen“ kommt; sie ist Produkt und Teil amerikanischer Mythologien selbst. Und das gilt auch für Robert Kagan: Mit DANGEROUS NATION versucht er, wie viele konservative Politiker dieser Tage, von seiner Unterstützung des Irak-Krieges und seiner Utopie einer imperialen *pax americana* abzurücken. Kagan möchte sich in der gewandelten politischen Stimmungslandschaft neu positionieren. Und schon wieder geschieht das über die Umdeutung irgendwelcher angeblich fundamentaler Nationalmythen.

DANIEL RICHTER Talbot Finch, ein regierungsoptioneller Politologe in Stephen Sewells MYTHOS, PROPAGANDA UND KATASTROPHE IN NAZI-DEUTSCHLAND UND DEM HEUTIGEN AMERIKA, stellt die These auf, dass sich jede Nation durch Ursprungsmythen konstituiert, die am Ende selbst den Untergang der Nation herauf beschwören. Die jüngste Realität in Guantánamo und Abu Ghraib hat eine ungeahnte Pervertierung von demokratischen und menschenrechtlichen Wertvorstellungen offen gelegt. Hat der Selbstvernichtungsprozess der USA bereits begonnen?

PROF. DR. FRANK KELLETER Ich glaube, wir täten gut daran, uns von der Vorstellung zu lösen, es gäbe irgendeine mythologische Grundformel, mit der sich die gesamte Geschichte einer Nation beschreiben lässt. Auf europäische Nationen bezogen, würden wir solche Vereinfachungen sofort als gefährlichen Essentialismus zurückweisen. Bei den USA ist das aber anders. Irgendwie fällt es uns schwer, ein Stück wie das von LaBute als ein ur-amerikanisches Produkt, als strategische Intervention in eine inneramerikanische Debatte zu sehen. Auf einer deutschen Bühne steht so etwas dann in ganz anderen Kontexten und bringt zwangsläufig andere Bedeutungen hervor. Das wird aber oft nicht mitreflektiert – vielleicht ja, weil es unserem Selbstbild als Europäer oder Deutsche schmeichelt, wenn wir Nationalismus, Chauvinismus, Überheblichkeit usw. in der Seele, dem Charakter, der Kultur fremder Völker, also ursächlich anderswo verorten können. Aber der Irakkrieg und die Lügen, die ihn rechtfertigen, die sentimentale Wahnvorstellung, man müsse die Menschen nur von Unterdrückung befreien und schon würde Frieden einkehren, die Zerschlagung individueller und staatlicher Moral in Guantánamo und Abu Ghraib: Das alles ist keine Frage des Nationalcharakters oder irgendeiner dialektischen Zielgerichtetheit der amerikanischen Mythengeschichte. Es ist eine Frage von Macht und Machtmissbrauch. Neu und potenziell selbstdestruktiv daran ist freilich, wie unwiderspro-

chen dieser Machtmissbrauch für lange Zeit in Amerika selbst geblieben ist – und es teilweise heute noch bleibt.

DANIEL RICHTER Viele Medien sprachen nach den Terroranschlägen auf das World Trade Center von einem Angriff auf die amerikanische Seele, von einem Stich ins Herz Amerikas. Auch Stephen Sewell porträtiert eine neurotische Gesellschaft, deren seelische Versehrtheit Formen der Paranoia angenommen hat. Wie beurteilen Sie das gesellschaftliche Klima derzeit in den USA?

PROF. DR. FRANK KELLETER Mir scheint, es herrscht große Verunsicherung – eine geradezu einzigartige ideologische Desorientierung –, und das erstmals seit langer Zeit auch unter Konservativen. George W. Bush ist es nach dem 11. September gelungen, eine denkbar einfache Antwort auf die terroristische Herausforderung zu formulieren: Aus einem ständigen Risikofall amerikanischer Hegemonie machte er einen globalen Glaubenskrieg, in dem es irgendwelche Entscheidungsschlachten mit Siegern und Verlierern geben sollte: „Mission accomplished!“ Mittlerweile sind es nicht mehr nur linke Intellektuelle, die sich fragen, ob Al-Qaida durch solche Phantasien überhaupt erst als ernsthafte Bedrohung ins Leben gerufen wird. Natürlich gibt es einen islamistischen Terrorismus; der 11. September 2001 war keine Fiktion, wie postmoderne Philosophen oder Konspirationstheoretiker nahe legen wollen. Aber die Vorstellung, dieser Terrorismus bedrohe die Existenz der Vereinigten Staaten, ist wohl eher absurd. So gesehen kann man hier tatsächlich von Paranoia sprechen – einer Paranoia allerdings, die Gefahr läuft, genau das heraufzubeschwören und zu stärken, von dem sie sich verfolgt fühlt, fast wie eine *self-fulfilling prophecy*. Diese Einsicht kommt langsam sogar in der Republikanischen Partei an. Noch vor Kurzem glaubte der republikanische Chefstrategie Karl Rove, eine unverbrüchliche Koalition konservativer Kräfte geschmiedet zu haben. Heute, nach dem Desaster des Irak-Krieges, merken diese Koalitionäre, wie wenig sie eigentlich gemein haben – die Evangelikalen und Fundamentalisten der *moral majority*, neokonservative Intellektuelle und Straussianer, Marktradikale in der Tradition Ronald Reagans, kalifornische Öko-Konservative wie Schwarzenegger, urbane Ordnungspragmatiker wie Guiliani, alte Internationalisten der Kissinger-Schule, die sich langsam wieder aus den Löchern trauen – bei Tageslicht betrachtet, gibt es wenig, was diese Gruppen miteinander verbindet. Und das merken sie langsam selbst; die Verwirrung in den republikanischen Reihen ist also groß. Ich weiß nicht, ob das die amerikanische Gesellschaft insgesamt zu einer „neurotischen“ macht, aber für die öffentliche Stimmungslage ist es sicherlich eine bemerkenswert instabile Situation – was leider erneut das Bedürfnis nach einfachen, Stabilität versprechenden Antworten fördert. Zumal es auf der anderen Seite des politischen Spektrums auch nicht besser aussieht, gute Wahlaussichten für die Demokraten hin oder her. Es bedurfte einer beispiellosen Erosion demokratischer Rechtsstaatlichkeit während eines illegitimen und dazu auch noch katastrophal geführten Krieges, um die liberalen Medien aus ihrer kollektiven Schockstarre zu reißen. Die kritische Öffentlichkeit der USA – das darf man wohl sagen – hat im Kontext des Irak-Krieges weitgehend versagt. Nicht nämlich, dass Ideologen wie Bush, Rove und

Wolfowitz im politischen Führungspersonal einer westlichen Nation auftauchen können, ist überraschend, sondern dass ihnen nach dem 11. September seitens der politischen und journalistischen Opposition, ja seitens des gesamten institutionellen Verfassungsapparates so wenig entgegengesetzt wurde. Das ist der eigentliche Skandal, mit dem die amerikanische Kultur – und vor allem die liberale und linke Öffentlichkeit in den USA – noch sehr lange zu kämpfen haben wird.

DANIEL RICHTER Die amerikanische Kulturtheoretikerin Naomi Wolf hat kürzlich Analogien zwischen dem Regime der Nationalsozialisten in Deutschland und der Bush-Administration hergestellt.

PROF. DR. FRANK KELLETER Im Kontext der inneramerikanischen Debatte über 9/11 und den Irak-Krieg ist Wolfs Argument ein sehr potentes: Man darf nicht vergessen, dass der sogenannte „Krieg“ gegen den Terrorismus von der Bush-Administration immer wieder mit dem Zweiten Weltkrieg verglichen wurde, dem Musterbeispiel eines gerechtfertigten Krieges. In einer solchen Situation den Spieß einfach umzudrehen, ist eine polemische, aber höchst effektive und wohl auch notwendige Strategie – die übrigens ihrerseits auf eine lange Tradition systemkonformen Dissens zurückblicken kann: Schon kurz nach 1945 argumentierten Schriftsteller wie Norman Mailer ganz ähnlich.

DANIEL RICHTER Naomi Wolf bezieht sich im Wesentlichen auf die Einschränkung der privaten Freiheiten zugunsten einer monströs gewachsenen Kontroll- und Überwachungsstaatlichkeit in den USA. Eine These, die auch Sewells Protagonist Talbot Finch teilt. Wie stehen dazu?

PROF. DR. FRANK KELLETER Wie gesagt, ich glaube, dass es gar nicht einmal die neuen Kontroll- und Überwachungsmaßnahmen sind, die die amerikanische Demokratie bedrohen, sondern der rapide Verfall einer kritischen Öffentlichkeit nach 2001. Wichtiger als die gesellschaftliche Diagnose Sewells ist da fast, dass es in den letzten Jahren auch in Amerika immer mehr Stücke wie seines gab – und Filme und Bücher und Fernsehsendungen.

Was hingegen die Kontroll- und Überwachungsstaatlichkeit angeht, bin ich skeptisch. Gerade diese Maßnahmen zeigen ja immer wieder, dass sich eine Gesellschaft wie die amerikanische gar nicht effektiv überwachen und kontrollieren lässt. Was wir als Europäer und Deutsche davon mitkriegen – lästige Änderungen der Einreiseformalitäten, lange Warteschlangen, Fingerabdrücke, missmutige Bundesbeamte – das alles hat wohl eher symbolisch-kathartischen Wert. Man sollte sich hier nichts vormachen: Solche Schikanen gab es immer schon, nur halt nicht für uns. Am Frankfurter Flughafen sehen wir ja in der Regel auch nicht viel davon, was mit afrikanischen Reisenden geschieht, die es nicht durch die Passkontrolle schaffen. Manchmal habe ich das Gefühl, dass wir friedfertigen Europäer uns vor allem deshalb über die neuen Einreisegesetze der USA ereifern, weil sie uns plötzlich auf eine Stufe stellen mit Einwanderern aus Ländern, deren Namen wir oft ebenso wenig buchstabieren können wie der amerikanische Durchschnittsbürger. Bevor wir also vorschnelle Schlüsse ziehen, sollten wir uns daran erinnern, dass man sich in

den USA, wenn man die Landesgrenzen denn einmal erfolgreich überschritten hat, immer noch sehr viel freier bewegen und organisieren kann als in Deutschland. Für amerikanische Staatsbürger wäre es weiterhin unvorstellbar, sich wie hierzulande bei einem Einwohnermeldeamt registrieren lassen zu müssen. Und eine öffentliche Massendemonstration von „illegalen Einwanderern“, in der diese mehr Rechte fordern, wäre in Deutschland ebenfalls unvorstellbar. Das soll und kann die Bürgerrechtsbeschneidungen nicht entschuldigen, unter denen vor allem arabischstämmige Amerikaner zu leiden haben. Aber die deutsche Wahrnehmung, vor allem die öffentliche Wahrnehmung dieser Entwicklung scheint doch von ebenso viel Selbstgerechtigkeit wie echter demokratischer Sorge gekennzeichnet. Auf Wolf bezogen: Auch hier muss man also zwischen der inneramerikanischen Dynamik solcher Faschismusvergleiche und deren europäischer Rezeption unterscheiden. Wolf interveniert als Amerikanerin in inneramerikanische Debatten. Von außen betrachtet, ist ihre Position damit vor allem als Ausdruck, ja als Symptom gegenwärtiger amerikanischer Selbstthematisierungen interessant. Diese ungeheuer effektiven Kritikformen verlangen gewissermaßen nach einer Beobachtung zweiter Ordnung; sie sollten nicht einfach unseren eigenen kulturellen Ressentiments und Vorurteilen anverwandelt werden.

BARBARA WENDLAND Der Aufstieg der drei Andrews-Schwestern aus kleinbürgerlichen Verhältnissen zu Glamour-Stars und schließlich – durch die Truppenbetreuung in den Kriegsjahren – zur nationalen Legende repräsentiert den typisch amerikanischen Vom-Tellerwäscher-zum-Millionär-Traum. Worin wurzelt dieser Traum? Wird er nach wie vor geträumt, wird er zuweilen auch Realität?

PROF. DR. FRANK KELLETER Auch hier gilt: Den einen amerikanischen Traum gibt es nicht. Frühe Kolonisten, und vor allem die ersten Theoretiker einer genuin amerikanischen Ökonomie, von John Smith zu Hector St. John de Crèvecoeur und Thomas Jefferson, träumten keineswegs von unermesslichen Reichtümern, sondern folgten einer oft kapitalismuskritischen Vision agrarischer Subsistenzwirtschaft. Selbst für Benjamin Franklin, den klassischen *self-mademan*, war der amerikanische Traum ein republikanischer, zivilhumanistischer Traum: ein Traum von der Versöhnung individueller Freiheit und solidarischer Staatsbürgertugend. Spätere amerikanische Träumer wie Ralph Waldo Emerson und Henry David Thoreau wiederum suchten Formen subjektiver Selbstverwirklichung fernab von materiellen Besitztümern und sozialen Organisationsformen. Der *From rags to riches*-Mythos ist dann eher ein Topos aus der urbanen Immigrationskultur nach dem Amerikanischen Bürgerkrieg, vor allem in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts. *From rags to riches* ist dort ein europäischer, insbesondere osteuropäischer Traum. Wird dieser Traum zuweilen auch Realität? Insofern die ökonomischen und mentalen Verhältnisse in den USA vielfältige Lebenswirklichkeiten ermöglichen: Ja. Wie überall ist es zwar auch in den USA einfacher, reich zu werden, wenn man es schon ist – und einfacher arm zu bleiben, wenn man noch nichts besitzt –, aber die gegenteilige Entwicklung ist durch entsprechend aufwändig propagierte Erfolgsgeschichten vielfach dokumentiert. Dabei sollte man

den aktiven Beitrag solcher Geschichten zur Herstellung sozialer Mobilität nicht unterschätzen: Wem ständig erzählt wird, dass er solches schaffen kann, der glaubt auch eher daran – und hat damit bessere Chancen, es tatsächlich zu schaffen. Soziale Mobilität heißt aber auch, dass das umgekehrte Schicksal, vom Millionär zum Tellerwäscher abzustiegen, ständig möglich ist. Das ist die Dynamik einer postkolonialen Einwanderungsgesellschaft: Vermögende Herkunft und bildungsbürgerlicher Hintergrund geben hier sicherlich gute Startvorteile, sind aber weniger verlässliche Garanten für ökonomischen Erfolg als in Deutschland. Noch eklatanter ist der Unterschied beim sozialen Aufstieg: Wir wissen, dass in kaum einem anderen westlichen Land die Bildungschancen eines Kindes so stark vom Einkommen der Eltern abhängen wie in Deutschland. Statt uns also ständig über amerikanische Merkwürdigkeiten wie *political correctness* und *affirmative action* – oder über amerikanische Aufstiegsmythen – zu mokieren, wäre es vielleicht an der Zeit zu würdigen, auf welche vielfältigen Weisen die USA schon seit Jahrhunderten versuchen, dem schwierigen Status einer multiethnischen, multireligiösen, radikal föderalen Gesellschaft gerecht zu werden. *From rags to riches*-Erzählungen tragen dazu bei; das ist gewissermaßen Teil der kulturellen Arbeit, die solche Mythen leisten. Da muss Deutschland als Einwanderungsland erstmal hin.

Professor Dr. Frank Kelleter ist Lehrstuhlinhaber am Institut für Nordamerikastudien der Universität Göttingen. Barbara Wendland und Daniel Richter haben die dramaturgische Betreuung für die Produktionen *SISTERS OF SWING* und *MYTHOS, PROPAGANDA UND KATASTROPHE IN NAZI-DEUTSCHLAND UND DEM HEUTIGEN AMERIKA* übernommen.



Home of the Brave

New York am 12. September 2001: Weil er zu feige ist, sich den Tränen und Vorwürfen einer ungeliebten Ehefrau und zweier Töchter zu stellen, hat Ben Harcourt den Mut zu sterben – zumindest auf dem Papier. Nach dem Anschlag auf das World Trade Center will er mit seiner Geliebten untertauchen und unter anderem Namen ein neues Leben beginnen.

Den Traum vom selbstbestimmten Leben macht Neil LaBute zur Grundlage seines dramatischen Psycho-duellen TAG DER GNADE. Das Stück, entstanden als unmittelbare Reaktion auf die Anschläge am 11. September 2001, schildert, wie zwei Menschen angesichts einer Tragödie von geschichtlichen Ausmaßen den Plan für ein glückliches Leben ins Auge fassen und bereits in der Konzeptionsphase ins Schlingern geraten.

Ben, der im Grunde seines Herzens ein Opportunist und Feigling ist, nimmt seinen ganzen Mut zusammen, nachdem er dem fast sicheren Tod in den Türmen des World Trade Centers durch einen glücklichen Zufall entkommen ist. Sein Plan für eine glückliche Zukunft zielt hoch und verlangt viel von ihm und seiner Geliebten Abby: Soll der Neustart gelingen, müssen nämlich beide ihr bisheriges Leben aufgeben, alle sozialen Bindungen für immer kaputt und – was mehr zählt als alles andere – ganz auf die

Beständigkeit ihrer Liebe vertrauen. Das Glücksversprechen ist verlockend: Gelingt der Plan, könnten sich die Liebenden endlich auf Augenhöhe begegnen, ungezwungen und offen miteinander umgehen und ihre Gefühle auch öffentlich zeigen. Bislang ist das unmöglich. Abby, Bens Vorgesetzte in der Firma, muss beständig fürchten, die Früchte ihrer jahrelangen Mühen im Beruf auf einen Schlag zu verlieren. Wenn die Affäre mit Ben bekannt würde, liefe sie Gefahr, den Chefposten durch den Verdacht einer sexuellen Belästigung zu verlieren. Ben dagegen müsste sich einer offenen Auseinandersetzung mit seiner Ehefrau und den beiden Töchtern stellen. Nun scheinen die Karten aber neu gemischt worden zu sein, nach dem 11. September scheint alles möglich, sogar das Glück.

Neil LaBute, der mit TAG DER GNADE einen großen Erfolg am New Yorker Broadway erzielte, traut den Gefühlen, vor allem aber der Moral seiner Helden nicht. Er zeichnet Fi-

guren nach menschlichem Maß. Abby und Ben sind nicht aus dem Holz geschnitzt, aus dem die mythischen Helden der Nation sind: Die Pilgerväter, die für ihre Überzeugung die Heimat verließen, die Siedler, Goldsucher, Trapper und Cowboys, die sich den Gefahren der westlichen Wildnis aussetzten, die Feuerwehrmänner, Polizisten und zivilen Helfer, die unter Todesgefahr Verlorene, Verletzte und Tote auf *Ground Zero* bargen. Ben und Abby sind Durchschnittsamerikaner, Repräsentanten der Mehrheit.

Bens Hoffnungen gründen auf der pseudoreligiösen Überzeugung, eine zweite Chance bekommen zu haben. Für ihn ist mit dem Tag des Terroranschlags paradoxerweise ein „Tag der Gnade“ angebrochen. Es ist, als habe eine göttliche Instanz zu ihm gesprochen (so wie Gott im Allerheiligsten des Jerusalemer Tempels dem Hohepriester erschienen sein soll auf der Bundeslade, dem „Gnadenthron“, auf den der amerikanische Originaltitel *THE MERCY SEAT* anspielt) – und schenke ihm die Möglichkeit, ein besseres Leben zu beginnen. Aber er ist mit einer gnadenlosen Prüfinstanz konfrontiert: Abby. Sehnsucht nach Nähe, Zärtlichkeit und unbedingtem Vertrauen sind unverkennbar die Bedürfnisse der Geliebten, aber ihr Sicherheitsbedürfnis ist immens groß. Sie traut Bens „Verwandlung“ und seinem heldenhaften Plan nicht, weil sie sich keine Illusionen über seinen Charakter macht, weil sie um seine *Durchschnittlichkeit* weiß. Abby ist der kritische Widerpart, mit dem Neil LaBute den Träumer Ben konfrontiert. Verkörpert durch zwei gewöhnliche Charaktere, ringen idealistische Vorstellungen und Realitätssinn miteinander – ein Duell, das im Stück zwar auf der Ebene des Privaten stattfindet, aber auch als ständig ablaufender und notwendiger gesellschaftlicher Prozess verstanden werden kann. Der Autor scheint mit *TAG DER GNADE* zu fragen: Wohin steuert die Nation nach dem Trauma der Terroranschläge? Besinnt sich eine Mehrheit auf das, was den amerikanischen Traum auszeichnet: das Vertrauen auf die Kraft, allen Widrigkeiten zum Trotz ein hehres Ziel zu verfolgen, für Freiheit und damit die Möglichkeit der individuellen Glückssuche zu kämpfen und den fundamentalistischen, die Freiheit des Einzelnen beschneidenden Weltanschauungen damit ein alternatives Gesellschaftsmodell entgegenzusetzen. Oder überwiegt das Bedürfnis, sich mit drakonischen Maßnahmen abzusichern gegen faktische und fiktive Gefahrenpotentiale? Wird eine Mehrheit, befangen in pseudokritischer Analyse und verstrickt in aufwändige Strategien zur Sicherheitsoptimierung, zunehmend in eine wehrhafte Starre verfallen, am Ende die freiheitliche Grundordnung sogar zerstören?

Am Ende bahnt sich ein Kompromiss zwischen den sich liebenden, begehrenden und leidenschaftlich zerfleischenden Duellanten an. Abby willigt ein, mit Ben die Flucht nach vorne anzutreten. Sie ist zwar nach wie vor davon überzeugt, dass ihr potentieller Lebenspartner nicht das moralische Rüstzeug und den Idealismus eines wahren Helden hat, etwa das eines Kriegshelden wie Audie Murphy oder den der Feuerwehrmänner da draußen auf den Straßen von New York, aber sie will es mit ihm versuchen. Unter einer Bedingung: Er muss den Beweis für seine ernsthaften Absichten und die Stärke, den Plan auch langfristig durchzuführen, vor ihren Augen und Ohren erbringen. Abby ver-

langt kategorisch, dass Ben sich in einer offenen Aussprache von seiner Familie trennt.

Mit dieser Wendung schließt sich der Kreis. Bereits zu Beginn des Stückes steht diese Forderung Abbys im Raum. Das unaufhörliche Klingeln von Bens Handy erinnert daran, dass es ein ungelöstes Problem gibt. Denn da sind Menschen, die an Bens Leben Anteil haben, für die aber nach Abbys Vorstellung in Zukunft nur noch wenig oder gar kein Platz mehr sein sollte. Mit dem Klingeln rufen sich Menschen ins Gedächtnis, die sich um Ben sorgen, die wissen wollen, woran sie sind, ob sie aufatmen dürfen oder trauern müssen. Menschen, denen Ben, obwohl er sie nicht mehr so liebt wie vor Jahren, nicht durch eine ihnen letztlich unverständlich erscheinende Trennung weh tun will. Menschen, für die er lieber tot und ein Held sein möchte, als sich ihren Fragen und Vorwürfen stellen zu müssen. Ben hat Mitleid mit ihnen und mit sich selbst. Er weiß, dass er nicht die Kraft hat zu einem harten, offenen Wort. Abby dagegen zeigt eine ganz praktische, aber dadurch auch grausame Vernunft. Sie verlangt von Ben so zu handeln, wie *erwachsene Menschen mit Rückgrat* es normalerweise tun. Eine Ausnahmeregelung im Sonderfall sieht ihre Moral nicht vor. Der Ausgang des Verfahrens: ungewiss.

**Tag der Gnade
von Neil LaBute**

**Inszenierung Mark Zurmühle
Bühne Eleonore Bircher
Kostüme Renate Ackert / Christel Schellhas
Dramaturgie Stefan Dehler
mit Andreas Klumpf / Renate Winkler**

Premiere 12. Januar 08 / Großes Haus



Albtraum Freiheit

Hat er nur plötzlich Angst vor der eigenen Courage, oder wird er tatsächlich von politischen Gegnern bedroht? Der australische Politikprofessor Talbot Finch findet sich in seiner Wahlheimat New York auf einmal nicht mehr zurecht.

Für den australischen Dozenten Talbot Finch ist nichts mehr in seinem Leben, wie es einmal war, nachdem er vermeintlich Opfer eines brutalen Überfalls auf dem Campus der Universität geworden ist. Das Seltsame an der Sache: Niemand will den Täter gesehen haben. Keine Überwachungskamera hat ein Bild des geheimnisvollen Mannes aufgezeichnet. Dafür belegen die Videodokumente eindeutig, dass Finch – ein Verstoß gegen das Reglement der Universität – ein halbstündiges privates Treffen mit einer Studentin in seinem Büro hatte. Finch beginnt an seinem und dem gesunden Menschenverstand seiner Vorgesetzten und Kollegen zu zweifeln. Statt auf Mitgefühl und Solidarität stößt er in seinem beruflichen Umfeld auf Unverständnis und Misstrauen. Obwohl Finch Vertrauen in die Integrität seines Fachbereiches, in Behörden und Staat setzt, beginnt der Verdacht, dass ein Komplott gegen ihn im Gange ist, an ihm zu nagen. Als der geheimnisvolle Mann erneut auftaucht und ihn beschuldigt, ein gefährlicher Staatsfeind zu sein, den es zu bestrafen gilt, ist er sicher: Sein unkonventioneller Umgang mit den Studenten,

seine brisanten Vorlesungen, vor allem aber seine Thesen zu Aufstieg und Fall der Vereinigten Staaten haben ihm Feinde gemacht. Noch ist sein Buch, eine vergleichende Untersuchung des faschistischen Deutschland und der gegenwärtigen politischen Situation in den USA, nicht veröffentlicht, aber es sieht so aus, als würden hinter seinem Rücken bereits Fallstricke gezogen, die das Ende seiner beruflichen und wirtschaftlichen Existenz bedeuten könnten.

Nun erscheint auch die naive Begeisterung der Studentin Margurite für seine politischen Anschauungen in einem anderen Licht. Die radikale junge Frau, die ihn in seinem Büro in eine Debatte verstrickt hat, wird für ihn zu einer Gefahrenquelle. Er will den Kontakt zu ihr sofort einstellen und relativiert seine Thesen – eine Taktik, die ihn in ihren Augen als pädagogische Autorität diskreditiert und als Feigling dastehen lässt.

So wie Finch in beruflicher Hinsicht ins Abseits gerät, so entwickelt sich auch sein Privatleben unglücklich: Seine

Frau, die Amerikanerin Eve, sieht sich von dem an Flucht denkenden Talbot um ihre Zukunft betrogen. Die plötzliche Todesangst, das Geständnis, verfolgt und schikaniert zu werden, nimmt sie ihm nicht ab. Für sie sind die USA zwar keine moralisch unantastbare Nation, aber ein Rechtsstaat. Talbots Panik deutet sie als psychische Erkrankung. Die Situation spitzt sich zu, als man ihr zuträgt, Talbot sei in beruflichen Schwierigkeiten, weil er eine Affäre mit einer Studentin habe. Erst als Finch verschwindet, und angeblich niemand weiß, was mit ihm passiert ist, ahnt Eve, dass etwas Schreckliches geschehen ist.

Der Australier Stephen Sewell legte 2004 mit MYTHOS, PROPAGANDA UND KATASTROPHE IN NAZI-DEUTSCHLAND UND DEM HEUTIGEN AMERIKA einen provokanten Politkrimi vor. Die Produktion des DT ist die zweite deutschsprachige Inszenierung des Stückes.

**Mythos, Propaganda und Katastrophe
in Nazi-Deutschland und dem heutigen Amerika
von Stephen Sewell**

Inszenierung Joachim von Burchard

Bühne und Kostüme Jeannine Simon

Musik + Sounds Jan Exner

Video Reimar de la Chevallerie / Mathis Albrecht

Dramaturgie Stefan Dehler / Daniel Richter

mit Imme Beccard / Michael von Burg / Florian Eppinger /

Lutz Gebhardt / Katharina Heyer / Andreas Jeßing /

Nikolaus Kühn / Jan Pröhl / Marie-Isabel Walke /

Sybille Weiser

Premiere 15. Februar 08 / Großes Haus



Wie wird man ein Nationalsymbol? Die Karriere der Andrews-Sisters

Drei Schwestern haben einen Traum. So wie die im Radio möchten sie sein, singen und tanzen können wie die Boswell-Sisters, deren Stimmen der Äther ins kleinbürgerliche Wohnzimmer in Minneapolis trägt.

Fleiß und Sehnsucht waren das Erfolgsrezept der drei Andrews-Mädchen, die schon als Kinder am Klavier ihr großes Vorbild imitierten und bald darauf in Amateur-Revuen auftraten. Was dann passierte, ist ein amerikanisches Märchen: Der Vater gab sein Restaurant auf und fuhr die Töchter mit seinem Buick von Ort zu Ort. Seit 1932 tourten sie mit dem Orchester von Larry Rich durch kleinere Städte, probten und spielten täglich, planten ihre Karriere wäh-

rend langer Autofahrten auf dem Rücksitz. Ihren Durchbruch erzielten sie 1937 in New York mit dem jiddischen Lied *Bei mir bistu scheen*. Auf einmal waren sie Stars, der Weg durch die Provinz hatte sich gelohnt. Als 1941 die in Pearl Harbor liegende amerikanische Pazifikflotte angegriffen wurde und Amerika die Neutralität im Zweiten Weltkrieg aufgab, unterstützten die Andrew Sisters, wie viele andere Musiker, die Truppen. Sie reisten nach Nordafrika und Sizilien als *America's Wartime Sweethearts*, als *The Swing Sisters*.

Das Musical SISTERS OF SWING dokumentiert die Zeit der Anfänge bis zum Ende der berühmten Drei-Frauen-Band und erzählt eine typische Erfolgsgeschichte des *American Dream*.

Das Stück präsentiert aber nicht nur die glanzvolle Seite des Erfolgs, die harmonische Fassade während der Shows, sondern zeigt auch, wie unterschiedlich die drei Schwestern Maxene, LaVerne und Patty eigentlich waren und wie sehr sie nicht nur um ihren Ruhm, sondern auch umeinander zu kämpfen hatten. Aber was auch immer in ihrem Leben passierte – in ihren Songs herrscht beste Laune – ganz nach den Regeln des Showbiz.

SISTERS OF SWING wurde im Great American History Theatre in St. Paul, Minnesota, uraufgeführt. Als erstes europäisches Theater haben wir die Rechte der Übersetzung und Erstaufführung erhalten. Für die Inszenierung konnte das Deutsche Theater in Göttingen Tobias Bonn gewinnen, der zu Beginn seiner Laufbahn am DT als Schauspieler engagiert war. Er ist Mitbegründer der Comedy-Formation GESCHWISTER PFISTER und besser bekannt unter seinem *alter ego* Toni Pfister.

Europäische Erstaufführung

**Sisters of Swing – Die Geschichte der Andrews-Sisters
Musical von Bob Beverage und Beth Gilleland**

Inszenierung Tobias Bonn

Bühne und Kostüme Stephan Prattes

Musikalische Leitung Hans Kaul

Dramaturgie Barbara Wendland

**mit Katja Brauneis / Gaby Dey / Julia Hansen /
Hans Kaul / Ronny Thalmeyer**

Premiere 23. Februar 08 / Großes Haus

**Deutsches Theater in Göttingen
Spielzeit 0708**

Beiträge von Stefan Dehler,
Daniel Richter und Barbara Wendland

Fotos von Dorothea Heise